

Zeitpunkt

BERNER ZEITUNG

www.bernerzeitung.ch

29

GP BERN

Showdown in kurzen Hosen

Ein Traum begleitet die Jogger auf ihrem Leidensweg durch Bern: So locker zu laufen wie die Steinzeitjäger. SEITE 30 + 31



Truppenrückkehr im Ersten Weltkrieg auf der Nydeggbrücke in Bern: Sie kommen von der Grenze, bald werden sie wieder dorthin abkommandiert.

Albert Stumpf/Burgerbibliothek Bern

Als die Schweiz fast auseinanderbrach

ZERREISSPROBE 1914–1918 Obwohl die Schweiz vom Ersten Weltkrieg verschont blieb, wurde sie von inneren Konflikten schier zerrissen. Deutsch- und Welschschweiz waren verfeindet, der Gegensatz von Arm und Reich, Bürgerlichen und Linken explodierte. Aus der Krise zog das Land bis heute wirksame Lehren.

Die Männer der Berner Füsilierekompanie IV/27 rechneten mit einem Einsatz von wenigen Wochen, als sie nach der Mobilmachung der Schweizer Armee am 4. August 1914 in den Jura abmarschierten. Ihr Auftrag: der Schutz der Landesgrenze, hinter der der Erste Weltkrieg begonnen hatte. Die Krieg führenden Mächte Europas glaubten an eine rasche Entscheidung. Aber an Weihnachten sassen die Berner Füsiliere immer noch im Jura fest. Dort war es nun minus 20 Grad kalt, meterhoch lag der Schnee, und die Männer übernachteten in kaum geheizten Scheunen oder Turnhallen.

20 Grad unter null und schimmliges Brot

Ein Foto von Neujahr 1915 (siehe nächste Seite) vermittelt die Stimmungslage der Berner: Die ausdruckslosen Blicke der Führungsleute am Wirtshausisch gehen aneinander vorbei ins Leere. Das Bild ist eingeklebt in das Kompaniealbum 1914–1918, das im Berner Staatsarchiv aufbewahrt wird.

Quälend genau schildert der Berichterstatter darin den öden Alltag der Soldaten: Sie schreiten immer wieder denselben Grenzabschnitt in den Freibergen ab, von La Chaux-de-Fonds nach Glovelier und zurück. Ständig reparieren sie ihre miserable Ausrüstung. Von Beobachtungstürmen spähen sie hinüber zur nahen Kriegsfront und zählen die Granateinschläge der Deutschen und Franzosen, die sich in einen mörderischen Stellungskrieg verkrallt haben, der vier Jahre dauern sollte. Die Berner aber schiessen nur im Schiessstand.

Auch die Verpflegung vermag die trostlose Routine nicht aufzuheben. «Das Brot ist schimmlig, missfarbig, fadenziehend, fast ungeniessbar», schreibt der Chronist im Album, «vom Veterinär kommt ein Verbot, das Brot den Pferden zu füttern wegen Kolikgefahr; für die Leute ist kein Verbot da.»

Im Frühjahr 1915 entlässt man die Füsiliere nach Hause. Bald folgt das neuerliche Aufgebot für Ablösungsdienste. 1915 sind die Berner gemäss dem Erinne-

rungsalbum wieder 124 Tage lang an der Grenze in den Freibergen, 1916 sind es 100 Tage. Ein zermürbender Rhythmus.

Teuerung, Hunger und Revolten

In den Betrieben und auf den Bauernhöfen hinterlassen die abkommandierten Männer empfindliche Lücken. Anders als im Zweiten Weltkrieg zahlt ihnen der Staat noch keinen Erwerbsersatz. Die Frauen springen ein und versuchen, ihre Familien durchzubringen.

Im Mai 1915 protestieren auf dem Berner Bundesplatz Tausende gegen die Teuerung. Auf den Fotos im Staatsarchiv tragen alle Männer Hüte. In den Gesichtern darunter erkennt man denselben leeren Blick wie auf dem Neujahrsbild von 1915. Weil der Staat nicht vorgesorgt hat, sind die Lebensmittel knapp geworden. Ihr Preis steigt um das Zweieinhalbfache an. 1918 bezieht ein Sechstel der Bevölkerung Notstandsunterstützung. Arme Familien hungern.

Als im Juli 1918 die Spanische Grippe ausbricht, sind viele so geschwächt, dass der Epidemie in einem Jahr allein in der Schweiz 25 000 Menschen zum Opfer fallen. Nicht zuletzt wegen der mangelhaften Versorgung wächst der

Zorn. Im November 1918 ruft ein Komitee von Gewerkschaftern und Sozialisten zum allerersten Generalstreik im Land auf. Bundesrat und Armeeführung beordern die noch nicht entlassene Armee in die Städte. Vereinzelt schiessen die Soldaten auf die eigene Bevölkerung. Es gibt Tote.

Die Schweiz von 1914 unter Hochspannung

«Im Ersten Weltkrieg erlebt der Schweizer Bundesstaat die wohl dramatischste Bedrohung seines Zusammenhalts», sagt der Historiker Sacha Zala. Er ist Direktor der Forschungsstelle «Diplomatische Dokumente der Schweiz» in Bern. In der eben erschienenen «Geschichte der Schweiz» hat er das Kapitel über die Periode der zwei Weltkriege geschrieben. Wenn Zala über die Schweiz vor 100 Jahren spricht, scheint er von einem fremden Land zu erzählen, das von inneren Spannungen schier zerrissen wird.

Der Freisinn beherrscht mit absoluter Mehrheit Bundesrat und Parlament. Breite Kreise der Bevölkerung rutschen in die Armut ab. Die aufstrebende Sozialdemokratie nützt die soziale Unrast in der Arbeiterschaft und attackiert mit klassenkämpferischen Tönen das bürgerliche Establishment. Tugenden und

Errungenschaften, für die man die Schweiz heute rühmt, fehlen 1914: die soziale Stabilität, der Arbeitsfriede, der politische Konsens, die Altersvorsorge.

Dass uns die Schweiz von 1914 fremd vorkommt und dass sie in der Publikationsflut zum 100-Jahr-Jubiläum des Ersten Weltkriegs fehlt, hat für Sacha Zala einen besonderen Grund: «Die Schweiz von 1914 bis 1918 wird von der Debatte über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg überschattet.» Noch gibt es Überlebende, die ihre Überzeugungen über die wehrhafte Schweiz von 1939 bis 1945 verteidigen.

Die Zeugen von 1914 aber sind verstummt. Niemand kann mehr davon berichten, in welchem Schockzustand sich die Schweiz befand. Umso mehr müsse man sich wieder damit befassen, findet Zala. Wozu? Was geht uns die Notlage vor 100 Jahren heute an? «Die Schweiz hat aus den Zerreihsproben im Ersten Weltkrieg Lehren gezogen, die unser Land erst zu dem machten, was es heute ist», begründet Zala.

Lehre 1: Offene Grenzen und ein starker Staat

Eine erste Lehre könnte lauten: Die Schweiz braucht offene

Fortsetzung auf SEITE 30

1. WELTKRIEG

Vor 100 Jahren

Die Schweiz um 1900 im Bild

Auf den ersten Blick ist es eine ferne Welt, die einem auf den Fotos entgegentritt, die vor 100 Jahren zur Zeit des Ersten Weltkriegs in der Schweiz entstanden sind. Wie in Zeitlupe scheint sich das Leben in einer dörflichen Welt zu bewegen. Beschränkt sind die Lebensoptionen, hart die sozialen Gegensätze, die sich im Land unter dem Druck des Kriegs noch verschärfen.

Auf den Bildern deutet sich aber auch eine rasante Veränderung an, die an den fiebrigen Wandel von heute erinnert. Um 1900 explodieren die Städte, neue Kommunikationsmittel wie das Telefon verkleinern den Raum, Frauen emanzipieren sich. 100 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs erforscht diese Zeitung einmal pro Woche auf Fotos die fremde und doch nahe Welt von damals. svb/met

Fotos, Beiträge und interaktive Chronologie 1914–1918 auf: wk1.bernerzeitung.ch

Als die Schweiz fast auseinanderbrach

Fortsetzung von SEITE 29



Dumpfe Ratlosigkeit: Berner Offiziere an Neujahr 1915, beim endlosen Grenzdienst im Jura.

Stoaarchiv des Kantons Bern

Grenzen und einen starken Staat. So wie die global vernetzte Schweiz von heute gründete schon der 1848 geschaffene Bundesstaat seinen Wohlstand auf einer lukrativen Aussenwirtschaft. «Ab 1914 aber wird die Schweiz in einen Ausnahmezustand der Abschottung gezwungen», weiss Zala. Die Krieg führenden Mächte regeln rigoros den Schweizer Aussenhandel und verknappen die Zufuhr der Kohle, damals der wichtigste Energieträger.

«Die Schweiz verliert 1914 ihre wirtschaftliche Souveränität», erklärt Zala. Insbesondere für die Grenzregionen sei das ein Schock gewesen. Im Südbündner Puschlav etwa, in dem Zala aufgewachsen ist, brechen die lukrativen Geschäfte mit Oberitalien ein. Die Handelsströme bewegen sich nun in umgekehrter Richtung, ins Landesinnere. Der Schweizer Binnenmarkt aber vermag die verlorenen Gewinne nicht zu kompensieren.

Sacha Zala, Historiker

Der junge Bundesstaat ist noch zu schwach, um Antreiber und Geldgeber zu sein. «1914 ist die Schweiz eine eher lose Holding von Kantonen», sagt Zala. Erst unter dem Eindruck der Not verschafft sich der Bund erstmals direkte Einkünfte, die als Wehrsteuer getarnt werden. «Der Krieg stärkt den Bundesstaat», bilanziert Zala. Dieser erschliesse sich neue Aufgabenfelder, im Sozialbereich oder in der Wirtschaftspolitik. Bald tritt der Bund als Taktgeber auf. So bei der Elektrifizierung durch die Wasserkraft, mit der die Schweiz ihre Abhängigkeit von ausländischer Kohle verringert.

Lehre 2: Der Röstigraben muss zugeschüttet werden Eine zweite Lehre aus dem Ersten Weltkrieg lautet: Die Sprachregionen müssen zusammenhalten. Denn 1914 entzweiten sich die Schweizer schier entlang des Röstigrabens. Während die Deutschschweizer die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn unterstützten, zeigten die Welschen Sympathien für Frankreich.

Verschärft wird der Gegensatz 1914 durch die Wahl Ulrich Willes zum General der Schweizer Armee. Der 66-jährige Offizier, dessen Grossvater deutscher Generalleutnant war, schwärmt offen für das kaiserliche deutsche Heer und führt in der Schweizer Armee preussischen Drill ein. In der Romandie ist er verhasst.

In seinem flammenden Auftritt «Unser Schweizer Standpunkt» von 1914 plädiert der Schweizer Schriftsteller Carl Spitteler, der Literaturnobelpreisträger von 1919, für die Einheit des Landes und die Neutralität als gemeinsame Grundlage. Zwar verkündet der Bundesrat beim Kriegsaus-



Historiker Sacha Zala: «Als Ghadhafi die Aufteilung der Schweiz forderte, wurde er belächelt. Nach 1918 war das eine reale Bedrohung.» Stefan Anderjog

sprachige Vielvölkerstaaten wie das Kaiserreich Österreich-Ungarn oder eben die Schweiz üblich. 1919 aber wurde Europa nach dem Prinzip des «Selbstbestimmungsrechts der Völker» neu aufgeteilt in Nationalstaaten. Das faschistische Regime von Diktator Mussolini forderte in den 1920er-Jahren einen Anschluss der Südschweiz samt dem Wallis und Graubünden an Italien. Als der libysche Machthaber Ghadhafi in der Geiselkrise von 2009 forderte, die Schweiz müsse entlang ihrer Sprachregionen aufgetrennt und an die Nachbarstaaten verteilt werden, habe man ihn belächelt, erzählt Zala. Nach 1918 aber seien solche Ideen eine reale Bedrohung gewesen: «Die mehrsprachige Schweiz war plötzlich ein territoriales Unding, das sich neu legitimieren musste.» Das Land habe sich deshalb mit der Geistigen Landesverteidigung neu erfunden – als Sonderfall. «Mit durchschlagendem Erfolg, bis heute», findet Zala.

Lehre 3: Sozialer Ausgleich schafft Stabilität

Lehre 3 aus der Zerreihsprobe des Ersten Weltkriegs lautet: Zur inneren Stabilisierung müssen die sozialen Gegensätze ausgeglichen werden. Die Fotos im Erinnerungsalbum der Berner Fusiliere zeigen eine Schweiz scharf getrennter Klassen. Die Offiziere sitzen in straff geschnittener Uniform, mit glänzenden Stiefeln und unüberschaubarem Ständebewusstsein hoch zu Ross. Die abgekämpften Fusiliere sind in schlecht sitzenden Uniformen zu Fuss unterwegs.

1914 bis 1918 reift im grossbürgerlichen Establishment die Erkenntnis, dass die soziale Spaltung mit integrativen Reformen entschärft werden muss. Nicht zuletzt unter dem Eindruck der sozialistischen Revolution Lenins, die 1917 den russischen Zaren wegfeigt. Mit Rückenwind aus Russland und der Unterstützung der Arbeiterschaft erstarken die Schweizer Sozialdemokraten. Schrittweise werden ab 1918 ihre sozialen Forderungen eingelöst: bessere Regeln in der Arbeitswelt, Gesamtarbeitsverträge oder eine Altersvorsorge.

Lehre 4: Politischer Ausgleich und Konsens

Stabilität durch Ausgleich – Lehre vier aus der Bedrohung im Ersten Weltkrieg – wird auch in der Politik durchgesetzt. Die schmale Elite erkannte, dass sie der Bedrohung ihrer Vorherrschaft begegnen kann, indem sie ihre aufstrebenden Gegner schrittweise an der Macht beteiligt. Die ersten nationalen Wahlen nach dem Proporzprinzip beendeten 1919 die freisinnige Alleinherrschaft. Die Konservativen, die 1919 von Rudolf Minger gegründete Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei BGB – die heutige SVP – und später auch die vorerst oppositionellen Sozialdemokraten werden zu Partnern in einem Machtkartell. Es ist der Beginn der Schweizer Konkordanzpolitik.

Angewidelt kann man aus der Geschichte nicht lernen. Die Schweiz aber, sagt Sacha Zala, habe vor 100 Jahren die Lektion des Ersten Weltkriegs verstanden und sich in einem Dreischritt vorwärtsbewegt: von der Krise und der Konfrontation zum Konsens.

Wenn die Schweiz nun 100 Jahre zurückblickt, kann sie auch ihre Lernfähigkeit auffrischen. Für die Zukunft.

Stefan von Bergjen

stefan.vonbergjen@bernerzeitung.ch

Der Mensch joggt im Holozän

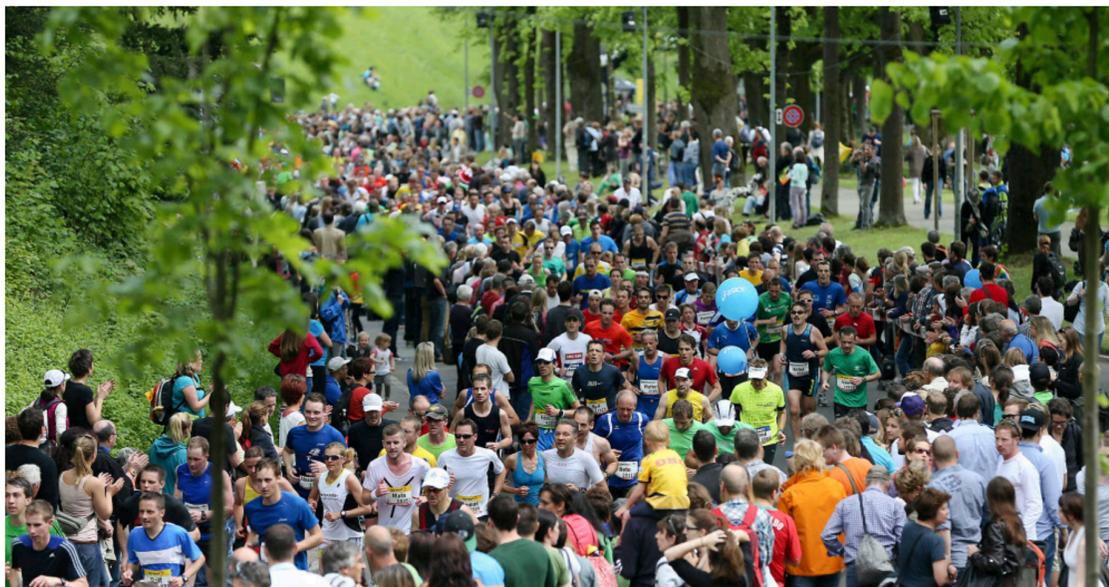
GP VON BERN Wer die zehn Meilen durch die Stadt Bern läuft, klinkt sich in die grosse Menschheitsgeschichte ein. Im Ernst! Der Mensch hat sich in der Evolution auch wegen seiner Qualitäten als Langstreckenläufer durchgesetzt. Dumme ist nur, dass wir gerade daran sind, das zu verlernen – wie man als Jogger heute spätestens am Aargauerstalden merken wird.

Ehrlich gesagt, ein bisschen fürchtet man sich vor diesem Moment. Vor dem Einbiegen in die Bundesgasse. Past 13 Kilometer sind zurückgelegt, man ist schon gegen eine Stunde oder länger gelaufen, nur gut drei Kilometer so wie der gnadenlose Schlusssaufstieg am Aargauerstalden stehen noch bevor. Aber das Ziel, es fühlt sich an, als sei es weiter weg als je zuvor. Das Runner's High, der mysteriöse selbst erzeugte Drogenrausch im Läuferhirn, den man jetzt dringend bräuchte, erweist sich als PR-Gag der Sportartikelindustrie. Einmal mehr.

Laufsteg der Hinfälligkeit Und ausgerechnet jetzt, da sich die Müdigkeit unerbtlich des rennenden Ichs bemächtigt, be-

ginnt das, was man als Laufsteg der Hinfälligkeit bezeichnen könnte. Als Live-Performance erschlagender Jogger vor kreischendem Publikum. Als kollektives Bad schweisstriefender Wohlstandsportler in der Menge. Aber auch als empirische Trendstudie zur Stilentwicklung des rennenden Homo sapiens.

Auf den ersten GP-Kilometern, wenn die Beine noch easy mitmachen und die Arme locker neben dem Körper schwingen, läuft man unsichtbar im dichten Pulk Tausender Läufer. Bei Streckenhälfte, wenn im ansteigenden Dählhölzliwald die Erschöpfung erstmals anklopft, hat es normalerweise zum Glück kaum Zuschauer. Aber dann, ab der Bundesgasse eben, wenn es wirklich



Pendelner Torso, abhängende Hüfte, verweichlichte Füsse: Das schweisstriefende Bad des joggenden Homo sapiens in der kreischenden Menge des gnadenlosen Aargauerstaldens. Urs Baumann

hart und die eigene Laufbewegung unvermittelt zwanghaft stehen, die Schaulustigen dicht gedrängt am Strassenrand.

Showdown in kurzen Hosen

Mitunter blicken einen unangenehm viele bekannte Gesichter an. Weil das Feld sich auseinanderzieht, absolviert man als Läuferin oder Läufer auf den letzten drei Kilometern einen öffentlichen Auftritt. Ob man will oder nicht. Es ist ein persönlicher Showdown in kurzen Hosen, den man nur noch teilweise unter Kontrolle hat.

Mits fortschreitender Müdigkeit verlieren die Kommandos des Hirns an den Körper ihre Wirkung. Man fällt zurück in erschreckende Bewegungsmuster,

die geprägt sind von den Bequemlichkeiten des Zivilisationsalltags. Deshalb sind auf der Läuferparade durch die Berner Altstadt die Unterschiede der Joggingstile so gross, dass man meint, nicht alle seien in der gleichen Disziplin unterwegs.

Viele kämpfen mit hin und her pendelndem Oberkörper ums Gleichgewicht, weil am Rumpf die stabilisierende Kraft fehlt. Weit verbreitet sind schleppende Schritte und eine nach hinten abhängende Hüfte, erzwungen von durchs viele Sitzen verkürzten hinteren Oberschenkelmuskeln. Andere schieben sich mit hohlem Kreuz, hochgezogenen Schultern und blockiertem Brustkorb durch die Gasse als litten sie an einer Schockstarre.

Ein jüngere Stilentwicklung bei Joggern ist der krampfhaft vorgereckte Kopf, hervorgehoben vom Dauerblick auf das Smartphone-Display, der den Nacken überdehnt. Die durch lebenslangen Schuhtragen verweichlichten Füsse lassen die Beine in eine X-Position knicken, mitunter kollidieren sogar die eigenen Knie.

Es ist nicht leicht, mit den Deformationen des neuzeitlichen Körpers durch das innerstädtische Zuschauerspalier zu joggen. Man fühlt sich plötzlich allein und verloren, wie in einer Freakshow für Laufschuhfetischisten. Es ist auf diesen letzten Kilometern deshalb eine grosse mentale Hilfe, an den amerikanischen Evolutionsbiologen Daniel Lieberman und sein tolles Buch

«The Story of the Human Body» zu denken.

Der renommierte Harvard-Professor Lieberman, bekannt als wissenschaftlicher Wegbereiter der Barfussläufer, untersucht die Körperentwicklung des Menschen, seit dieser vor über vier Millionen Jahren begann, auf zwei Beinen zu gehen. Lieberman weist nach, dass die läuferischen Qualitäten der Frühmenschen mitentscheidend waren, damit sie sich als führende Spezies auf der Erde etablierten.

Steinzeitliche Barfussläufer

Der Mensch lief zwar nie besonders schnell, aber ausdauernd. Und dank einer speziellen Konstellation der Nackenmuskulatur war er fähig, den Kopf auch bei

schneller Fortbewegung in unebenem Gelände stabil zu halten. Das verschaffte ihm den unschätzbaren Vorteil, längst vor der Erfindung von Pfeil und Bogen deutlich schnellere Tiere wie Zebras oder Antilopen erlegen zu können. Diese Tiere können beim Laufen weder schwitzen noch hecheln, deshalb trieben die konditionsstarken Vorfahren der heutigen Jogger ihre Beute unbarmherzig vor sich her, bis die überforderten Tiere ob ihrer Körperhitze kollabierten.

Zwingender Bestandteil dieses steinzeitlichen Lebensmodells war ein energieeffizienter Laufstil – die urchimlichen Jäger verfügten nicht über die körperlichen Reserven, um Kalorien mit verkrampten Bewegungen zu

verschleudern. Als Barfussläufer mit fein justierter Fussmuskulatur versehen, federten sie, unverspannt und cool, Dutzende Kilometer täglich auf dem Vorderfuss durch die Savanne, ein Stil, mit dem die Energie des Aufpralls über Achillessehne und Wadenmuskeln optimal in die Vorwärtsbewegung umgesetzt wird.

Heute schaffen es nur langbeinige afrikanische Läufer, an diese grandiose Körpereffizienz anzuknüpfen. Man könnte – im Unterschied zu Max Frisch – sagen: In der erdgeschichtlichen Periode Pleistozän, als der Mensch auf der Erde erschien, war er ein eleganter Läufer. Im Holozän, das bis heute andauert, wurde er zum ungelinkten Jogger.

Trost für holozäne Jogger

«Unser Körper ist nicht dafür gemacht, stundenlang zu sitzen, bewegungslos in Bildschirmen zu starren und es möglichst bequem zu haben», schreibt Evolutionswissenschaftler Lieberman, «wir sind geboren, um zu rennen.»

Das ist der Gedanke, an dem man sich klammern muss, wenn man als holozäner Jogger seinen schwerfälligen, perfekt an den weichen Bürostuhl adaptierten Körper vom Bärengraben die perfide GP-Schlusssteigung des Aargauerstaldens hochwuchtet. Die Beine schmerzen, der Atem pfeift, und man fühlt sich in kleinster Weise verwandt mit unseren leichtfüssigen Vorfahren. Zurückrennen ins Pleistozän geht leider nicht. Lieberman jedoch, selber Läufer, sagt: «Ich habe absolut kein Talent dafür, aber was ich am Laufen liebe, ist das Feeling, das es in mir weckt.»

Das kleine Glücksgefühl am GP-Ziel – es ist die schönste Hinterlassenschaft der steinzeitlichen Savannenläufer im postmodernen Joggerhirn. Jürg Steiner

juerg.steiner@bernerzeitung.ch

Max Frisch: Der Mensch erscheint im Holozän. Erzählung. Suhrkamp-Verlag, 1979.

Advertisement for Citroën C3 featuring a red car, 'MAXI SPASS MINI PREIS' text, and 'CITROËN C3 Fr. 11'790.-' price tag. Includes Citroën logo and website information.